

**Simon James Potter: Broadcasting Empire. The BBC and the British World, 1922–1970, Oxford: Oxford University Press 2012, 261 S.**

Rezensiert von  
Roland Wenzlhuemer,  
Heidelberg / Basel

Die British Broadcasting Corporation, kurz BBC, wurde in den letzten Jahren von einigen schweren Erschütterungen heimgesucht. Nach Beginn des Irakkrieges 2003 geriet die öffentliche, inhaltlich aber unabhängige Rundfunkanstalt aufgrund ihrer Berichterstattung in Konflikt mit der britischen Labour-Regierung unter Tony Blair. Der so genannte Hutton Report von 2004 warf der BBC mangelnde journalistische Genauigkeit und fehlende Unparteilichkeit vor. Drei Jahre später wurden Pläne für weitreichende Sparmaßnahmen in der weitgehend durch Gebühren finanzierten Einrichtung bekannt. Die Tragweite des Sparkurses wurde spätestens 2010 deutlich, als die Tory-Regierung unter anderem das vorläufige Einfrieren der Gebühren und das Ende der finanziellen Unterstützung des BBC World Service durch das Foreign and Commonwealth Office ankündigte. Mitten in diese politisch und finanziell höchst angespannte Lage platzte Ende 2012 schließlich die Enthüllung des Skandals um den BBC Diskjockey und Moderator Jimmy Savile, der über Jahrzehnte Kinder und Jugendliche unter Ausnutzung seiner beruflichen Tätigkeit missbraucht haben soll.

All diese Entwicklungen und Vorkommnisse haben die BBC schwer getroffen und tatsächlich in ihrem innersten Selbstverständnis erschüttert. Seit ihrer Gründung im Jahr 1922 versuchte sich die British Broadcasting Corporation durch einen relativ klar zugeschnittenen Wertekatalog zu definieren, in dem der Vermittlung von Hochkultur, einem dezidierten Bildungsauftrag und der Hochhaltung journalistischer Standards ganz entscheidende Rollen zukamen. Diese manchmal mehr, manchmal weniger explizit ausformulierten Wertvorstellungen nahmen erstmals in den 1920er-Jahren eine klarere Gestalt an – in einer politischen Situation, die vor allem durch die Nachwehen des Ersten Weltkriegs geprägt war. Wirtschaftlich selbst noch immer schwer angeschlagen, hatten die Briten nun ein Weltreich zu verwalten, das nicht nur flächenmäßig größer war als jemals zuvor, sondern sich vor allem auch in seinen politisch-rechtlichen Beziehungen zur Metropole beträchtlich ausdifferenziert hatte. Aufbauend auf diesen unter anderem von John Reith, dem Gründungsdirektor der BBC, geprägten Wertvorstellungen wollte die Anstalt aus der britischen Metropole heraus ein Programm senden, mit dem sich nicht nur die unterschiedlichen Teile des Vereinigten Königreichs, sondern idealerweise das gesamte Empire (und gerne auch der Rest der anglophonen Welt) identifizieren konnte.

Genau an dieser Stelle setzt Simon Potter mit seiner Studie an, in der er nicht nur die Versuche der BBC untersucht, durch Programmpolitik und Programminhalte zur Schaffung und/oder Aufrechterhaltung einer britisch-imperialen Identität beizutragen. Sein Fokus liegt auch auf den

institutionellen Rahmenbedingungen und politischen Aushandlungsprozessen, die diese Versuche umgaben. Potter gibt im einleitenden Kapitel drei grundlegende Ziele an, die er mit der vorliegenden Studie verfolgt. Erstens will er zeigen, in welchem Ausmaß imperiale Einflüsse die BBC – und damit eine der „key institutions in twentieth-century British cultural life“ (S. 15) – geprägt haben. Zweitens geht es ihm darum, aus den Hörermeinungen und -reaktionen auf das Empire-spezifische Programm der BBC Rückschlüsse auf die öffentliche Wahrnehmung des britischen Weltreichs zu ziehen. Potter schränkt diesen Anspruch aber selbst dahingehend ein, dass die BBC lange Zeit kaum Hörerforschung betrieb und es daher mehr um die diesbezüglichen Einschätzungen und Diskussionen der BBC-Mitarbeiter selbst ging. „The claims that BBC officers made about audience tastes, attitudes, and knowledge cannot be taken as a direct or reliable proxy for popular responses to empire and imperial propaganda. Yet they can show how a key group of opinion formers, seeking to negotiate and shape those responses, worked with certain basic assumptions that in turn influenced their own actions, and the nature of the empire-related material that they produced.“ (S. 16) Kurz, Potter geht es – und nur das kann aus dem von ihm zu Rate gezogenen Quellenmaterial eingelöst werden – nicht darum, was die Hörerschaft über das Empire dachte, sondern was die BBC dachte, dass sie denken würde bzw. sollte. Das dritte Ziel der Studie besteht dementsprechend darin zu beleuchten, welche Einstellung die BBC-Mitarbeiter selbst – und damit ein Querschnitt von „Britain’s cultivated elite“ (S. 16) – eigentlich dem

Empire entgegenbrachten. Die auf der letzten Seite des einleitenden Kapitels kurz vorweggenommene Grundeinsicht des Buches ist es, dass das Vorgehen der BBC zur Ausgestaltung eines imperialen Imaginationsraum vor allem geprägt war durch „the idea of a white British world“ (S. 17) und daher die Zusammenarbeit mit den Dominions viel stärker ausgeprägt war als jene mit den Herrschaftskolonien.

Das Buch stützt sich auf umfangreiches Primärmaterial, das der Autor in akribischer Detailarbeit aus den unterschiedlichsten Archiven auf der ganzen Welt zusammengetragen hat. Schon in der Auswahl des Materials spiegelt sich die analytische Perspektive der Studie, die vor allem aus der BBC und den Dominion-Sendeanstalten heraus auf Fragen der Rundfunkkooperation blickt. Andere Blickwinkel – wie zum Beispiel jener des Publikums – bleiben weitgehend unterbelichtet und könnten mit dem bearbeiteten Quellenmaterial auch nicht bearbeitet werden.

Auf die konzise Einleitung folgen sieben chronologisch geordnete Kapitel, welche die Zeit zwischen 1922 und 1970 in einzelne Phasen mit unterschiedlichen Grundprägungen und Herausforderungen einteilen. Potter benennt die einzelnen Oberkapitel dabei mit einem einzelnen, eingängigen Schlagwort, gefolgt von einem Zeitabschnitt. Auch wenn in den Unterkapiteln verschiedenste diese Einteilung unterlaufende Kontinuitäten deutlich werden, so suggeriert diese Form der Unterteilung dennoch die Existenz klarer Zäsuren und die Möglichkeit einer klaren Periodisierung der Beziehungsgeschichte der BBC und des Empire.

Das erste Kapitel „Diversity, 1922-31“ zeichnet die Umstände der Gründung der

BBC und ihren Fokus in den ersten Jahren ihres Bestehens nach. Die Rundfunkanstalt war in dieser Zeit hauptsächlich mit der Selbstfindung und der Definition ihrer Rolle im Vereinigten Königreich beschäftigt. Die ersten Versuche, Verbindungen mit Rundfunkanstalten vor allem in den Dominions zu etablieren, scheiterten zumeist an den unklaren (oder unrealistischen) Vorstellungen darüber, wie eine Zusammenarbeit aussehen könnte. Das Kapitel „Discord, 1932-35“ setzt sich mit einer Phase gesteigerter Aufmerksamkeit für die imperiale Welt auseinander. Im Jahr 1932 startete die BBC ihren so genannten Empire Service, der die (hauptsächlich weißen) Hörer in den Kolonien an ihre Britishness erinnern sollte. Der Erfolg dieser Idee blieb aber zuerst überschaubar. Mitten in der Weltwirtschaftskrise litt der Empire Service an Unterfinanzierung und an der schwierigen Kooperation mit den Sendeanstalten vor Ort, die vor allem mit dem zentralistischen Blick der BBC aus der Metropole heraus ihre Probleme hatten. In den Jahren bis zum Kriegsausbruch, mit denen sich das Kapitel „Integration, 1935-39“ beschäftigt, begann der Empire Service runder zu laufen. Vor allem in den Dominions gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den zumeist auch öffentlichen Sendeanstalten einfacher – selbst wenn die Programmgestaltung deren Bedürfnissen und Vorstellungen immer noch nicht weit genug entgegenkam. Auch der sich am Horizont abzeichnende Krieg trug zu einer etwas unkomplizierteren Zusammenarbeit zwischen den einzelnen, ansonsten mit ihren Partikularinteressen beschäftigten, Akteuren bei. Dieses Zusammenstehen im Angesicht des Krieges wird vor allem im Kapitel „War, 1939-45“ deutlich heraus-

gearbeitet. In diesem hinsichtlich Quellenmaterial und Argumentation vielleicht eindrucksvollsten Abschnitt der Studie kann Potter zeigen, wie die spezifischen Bedürfnisse der Kriegssituation es wünschenswert machten, im Vereinigten Königreich auch die Programme, und damit die Stimmen, des Empire zu hören. Ein anschauliches Beispiel dafür ist der Propagandabeitrag „Canada Carries On“, den die Canadian Broadcasting Corporation für den eigenen Markt produziert hatte, der 1940 aber auch in Großbritannien ausgestrahlt wurde und dort auf große positive Resonanz stieß (S. 126). Die folgenden beiden Kapitel „Continuities, 1945-59“ und „Challenges, 1945-59“ beschäftigen sich mit der gleichen Zeitspanne aber aus unterschiedlichen Perspektiven. Ersteres skizziert die auf den Erfahrungen der späten 1930er und der Kriegsjahre aufbauende intensivere Zusammenarbeit zwischen der BBC und den öffentlichen Rundfunkanstalten in den Dominions und zunehmend auch in den abhängigen Kolonien. Der regelmäßige Austausch von Programmen – allerdings mit einem deutlichen Übergewicht von BBC-produzierten Sendungen – wurde zu einem festen Bestandteil der Sendekultur. Neben den besonderen Anforderungen, die das Fernsehen an die BBC und ihre Partner stellte, sahen sich die öffentlichen Rundfunkanstalten in der britischen Welt in dieser Zeit aber auch der zunehmenden Konkurrenz privater Sender ausgesetzt. Dies machte es notwendig, langsam von der selbstgestellten „mission to preserve ‚cultural standards‘“ abzurücken und sich der privaten Konkurrenz zu stellen. Das Kapitel „Desintegration?, 1960-70“ schließlich verfolgt die globale Rolle und Einbettung der BBC während

einer Zeit der rapiden Dekolonisierung, die auch in den Dominions hinsichtlich der Wahrnehmung des Vereinigten Königreichs ihre Spuren hinterließ. Diese Desintegration machte sich auch in der Kooperation zwischen der BBC und ihren Partneranstalten bemerkbar – unter anderem darin, dass britisch-imperiale Untertöne in den ausgetauschten Programmen immer weniger Platz fanden.

Im abschließenden Kapitel fasst Potter die vorhergehenden Abschnitte so zusammen: „[T]he story of broadcasting collaboration in the British world was one of failure as well as success, of miscommunication as much as communication, of common ways of doing things and divergent perspectives and attitudes“ (S. 234). Dieser Satz führt zur größten Stärke der Studie, dem Fokus auf die involvierten Akteure. Das ausgewertete Quellenmaterial hat nicht nur einen beeindruckenden Umfang, es ist zum größten Teil auch von einer erheblichen Tiefe, die es erlaubt, die Einstellungen und Handlungen vieler beteiligter Personen im Detail nachzuvollziehen. Potter kann anschaulich zeigen, wie komplex und zum Teil widersprüchlich die Aushandlungsprozesse in den einzelnen von ihm besprochenen Abschnitten sind, welche Partikularinteressen die Teilnehmer mit an den Verhandlungstisch bringen und welche Einstellungen und Denkweisen sich darin spiegeln. Obwohl sich das Buch vordergründig mit Fragen medialer Globalisierung beschäftigt, kann man es gleichzeitig als dichte Mikrogeschichte des Empire Service lesen, die uns mit dringend benötigtem Material über das Denken und Handeln von Akteuren zwischen globaler Vernetzung, nationaler Identifikation und lokaler Verortung ver-

sorgt. Daher gelingt es dem Autor auch, seine drei eingangs aufgeführten Ziele größtenteils zu erreichen. Das gesamte Buch hindurch wird deutlich, wie einzelne BBC-Mitarbeiter tatsächlich auf die Welt und das Empire blickten und mit welchem Anspruch sie Programme für eine Hörerschaft entwarfen, die sie kaum einschätzen konnten (und wollten). Vor allem durch diesen Fokus auf die Akteure und ihre Weltbilder ist „Broadcasting Empire“ eine lesenswerte Studie im größeren Kontext der Kolonial- und Imperialgeschichte.

Genau dieser Detailreichtum steht dem Buch gleichzeitig aber auch im Weg. So mindert er teilweise das Lektüervergnügen ganz erheblich. Ab einem gewissen Zeitpunkt wird es selbst bei höchster Aufmerksamkeit unmöglich, den unzähligen Personen und ihren komplexen Lebensläufen zu folgen. Darunter leidet unter anderem die Möglichkeit, aus den dicht beschriebenen Geschichten der einzelnen Akteure größere, verallgemeinerbare Einsichten abzuleiten, die über den engen thematischen Zuschnitt des Buches hinausgehen. Dies wird auch durch das Fehlen eines tragfähigen theoretisch-methodischen Rahmens erschwert. Nun ist es in angloamerikanischen Fachpublikationen nicht unüblich, den theoretischen Teil – eigentlich ganz im Sinne des eingeforderten Lesevergnügens – etwas kürzer und leichter verdaulich zu gestalten als dies in vielen deutsch- oder französischsprachigen Werken der Fall ist (insbesondere wenn diese aus akademischen Qualifikationsschriften erwachsen sind). Ein solcher Schwerpunkt auf Empirie und Verständlichkeit kann eine große Tugend sein. In dem vorliegenden Buch ist es allerdings schade, dass das hervorragende Quellenmaterial nicht

auch auf sein theoretisch-methodisches Potential abgeklopft wird. So hätten die immer wieder aufgezeigten Konflikte darüber, welches und wie viel Material aus den Kolonien in Großbritannien gesendet werden sollte, gewinnbringend im Kontext postkolonialer oder transkultureller Ideen besprochen werden können. Trotz der Theoriearmut ist Simon Potters Studie zu Rolle und Selbstbild der BBC in der Spätphase des britischen Weltreichs ein Dank seines Kenntnis- und Detailreichtums lesenswertes Buch, das vor allem durch seinen auf die Akteure zugeschnittenen Fokus zu überzeugen vermag.

**Fernand Braudel: Geschichte als Schlüssel zur Welt. Vorlesungen in deutscher Kriegsgefangenschaft 1941, übersetzt und herausgegeben von Peter Schöttler, Stuttgart: Klett-Cotta Verlag 2013, 228 S.**

Rezensiert von  
Andreas Leutzsch, Hong Kong

Mit „Geschichte als Schlüssel zur Welt“ legt Peter Schöttler eine deutsche Edition von Fernand Braudels „Vorlesungen in deutscher Kriegsgefangenschaft 1941“ vor, deren Verdienst vor allem darin besteht, dass sie dem Leser einen ersten Einblick in die Entstehungsgeschichte von Braudels frühen Entwürfen einer globalen und interdisziplinären Sozialgeschichte bietet. Ohne groß auf die Diskussion hinsichtlich der weiteren Genese von Braudels Theoriegebäude einzugehen, präsentiert Schött-

ler Schlüsseltexte zum Werk Braudels, die durch dessen bekannten autobiographischen Beitrag von 1972, ein Literaturverzeichnis und ein Nachwort sinnvoll ergänzt wurden. Um es kurz zu machen: Wer an einen Einblick in die frühe Theorieküche Braudels interessiert ist, wird an dieser Edition seine Freude haben.

Allerdings hätte es sich m. E. gelohnt, einen kurzen Ausblick hinsichtlich der weiteren Entwicklung der Konzepte einzubauen oder auf die dazu vorhandene Literatur zu verweisen. Zumindest die Beantwortung der Frage nach der Bedeutung von Braudels Reflexion der Erfahrung (u. a.) der Kriegsgefangenschaft für dessen Theoriebildung hätte auf Basis eines differenzierten Begriffs von historischer „Gegenwartsdiagnostik“ erfolgen können oder vielleicht auch müssen. Hier handelt es sich keineswegs um einen idiosynkratischen Hinweis, sondern die theoretische Selbstbeschränkung führt in der ansonsten sehr zu begrüßenden Edition zu Irritationen, die ich weiter unten anspreche.

Von der Niederlage Frankreichs bis zum Sieg der Alliierten war Braudels historischer Standpunkt buchstäblich die deutsche Kriegsgefangenschaft in den Offizierslagern Mainz und Lübeck. Das bedeutete in der Arbeitspraxis aber nicht, dass Braudel von wissenschaftlichen Kontakten und Literatur abgeschottet war. Die Edition, die im Nachwort auch Auszüge aus dem Briefwechsel mit Lucien Febvre beinhaltet und die damit verbundenen Kommentare des Herausgebers zeigen, wie Braudel die Gefangenschaft zur Arbeit an seinem Hauptwerk „La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II“ als auch zur theoretischen Reflexion produktiv nutzen konnte. Das ist an und